

Öl mit Henkel

25 Minuten lang hilft sie uns, Konsum zu verfrachten. Danach wird sie verbrannt oder schwimmt in riesigen Abfallteppichen über die Weltmeere. Eigentlich ein Irrsinn, diese Plastiktüte

SZ, 20.4.13, von Michael Baumüller

Was teurer, verzichtbarer Luxus ist, das kommt doch am verlässlichsten in der Krise raus. Da wäre etwa diese Panik im Einzelhandel. Edeka stellt Plakate auf und appelliert an die Vernunft seiner Kunden: Sie mögen doch bitte auf Plastiktüten verzichten und Taschen zum Einkauf mitbringen. Kleine Läden verlangen einen Groschen für jede Tüte, große wollen nachziehen, selbst Ketten wie der Kaufhof. Es hat diese Panik wirklich gegeben, im Januar 1974. Die Ölkrise hatte alles teurer gemacht. 'Wir haben uns entschlossen, auf unsere Tüten ein blässeres Grün und weniger Kringel drucken zu lassen', verkündete seinerzeit der Kaufhof-Chef. 'Die Farbe ist nämlich auch aus Ölderivaten.' Umweltschutz? Das war damals nicht das Thema. Es ging ums Geld.

Längst hat sich die Debatte ins Gegenteil verkehrt. Der Umweltschutz ist das Thema. Die Tüte, nicht das Öl, gilt plötzlich als Problem. Sie flattert an Stacheldrahtzäunen und schwimmt in den Weltmeeren. Fische verenden. Wieder soll der Tütengroschen helfen. Es ist das nächste Kapitel in einer ambivalenten Beziehung.

Die Tüte: Kein anderer Begleiter des Alltags ist so vergänglich und beständig zugleich. Sie bringt wahlweise Klamotten, Lebensmittel oder eine Pillenschachtel nach Hause, im Schnitt 25 Minuten lang tut sie ihren Dienst. Danach landet sie im Müll, und wenn sie nicht verbrannt wird, dann überlebt sie alles, was sie je getragen hat: Bis zu 500 Jahre braucht es, bis sie zerfällt. Die Tüte: Kein anderer Begleiter ist so nutzlos wie nützlich zugleich. Niemand betritt einen Laden, um sich dort eine Tüte zu holen. Viele gehen aber damit wieder raus, sie ist ein Hilfsmittel auf Transit, bequem und scheinbar unentbehrlich. Fünf Milliarden Tüten werden jährlich in Deutschland erst ge- und schließlich verbraucht. Und weil es die Tragetaschen jenseits der Supermarktes meist kostenlos gibt, schmerzt das Wegwerfen auch nicht sonderlich.

260 Millionen Liter Erdöl verschwinden so jährlich im Müll, da kann ein VW Käfer lange mit fahren. Im besten Fall verbrennt das Tütenöl mit anderem Müll in einem Kraftwerk. Bringt wenigstens noch Strom.

Die Deutschen hat dieses Problem seit den Siebzigern nicht mehr verlassen. Obwohl nur die Spitze des Müllbergs, wurde die Plastiktragetasche zum Symbol der Wegwerfgesellschaft - Jute statt Plastik. Ganze Gemeinden wollten in der Folge tütenfrei werden, meist ohne Erfolg. Eine ganze Weile galt die Papiertüte als umweltfreundliche Alternative, doch dann schlug mit all ihrer schrecklichen Nüchternheit die Ökobilanz zu. 1988 stellte das Umweltbundesamt Papier und Plastik gegenüber, von der Herstellung bis zum Müllhaufen. 'Der Wechsel von Polyethylen- zu Papiertragetaschen ist aus ökologischen Gründen nicht sinnvoll', urteilte die Behörde.

Ratlosigkeit.

So ist die Plastiktüte neben all ihren widersprüchlichen Eigenschaften eben auch Kronzeuge für die Komplexität von Umweltschutz. Ja, Papiertaschen brauchen kein Öl. Und ja, sie verkrümeln sich nach ein paar Jahren spurlos, ganz von selbst. Aber Papier ist eben

auch nicht so stabil. Also braucht es ganz besonders lange Fasern für reißfeste Tüten, die wiederum einige Chemie verlangen. Und dann ist eine Papiertüte auch dicker, ergo schwerer. Es braucht also noch mehr Lastwagen, um sie durch die Gegend zu fahren. Laster brauchen Öl. Wie wäre das Leben einfach ohne Beutel! Ist aber alles noch komplizierter.

Was gegen die Papiertüte spricht, spricht noch lange nicht für die Variante aus Plastik. Denn die klassische Ökobilanz - zeig mir, was du an Rohstoffen und Wasser verbrauchst, und ich sage dir, was du taugst -, die stößt bei Tüten schnell an ihre Grenzen. Das große Problem beginnt eben erst dann, wenn die Taschen längst Müll sind. Da sind etwa die Mikropartikel, in die sich die Tüten peu à peu im Meer auflösen. Für viele Fische sind sie von anderer Nahrung kaum zu unterscheiden, so essen sie eben Tütenreste. Forscher des UN-Umweltprogramms untersuchten vor einigen Jahren Seevögel - und fanden in 95 Pro-zent der Mägen Plastik. Nicht selten stammt das von Tüten, taucht aber in keiner Ökobilanz auf.

Genauso wenig wie die Fluten von Bangladesch. Dort verschärften Plastiktüten in den Abwasserrohren mehrere Hochwasser - weswegen Tüten dort mittlerweile verboten sind. Stattdessen erlebt die Jutetasche einen Boom. Die tut es ebenso gut.

Hierzulande ist der Stoffbeutel, zumal in der verwaschenen Variante, allerdings immer noch eher dem Ökozausellager zugeordnet; und obendrein eignet er sich aus Sicht des Handels nur mäßig für Werbung (wer nicht glauben mag, dass Werbung bei Tüten eine Rolle spielt, muss sich nur fragen, ob er von Bekannten lieber mit einer Lidl- oder einer KaDeWe-Tüte angetroffen werden will). Mehr noch, der Stoffbeutel ist ökologisch noch nicht einmal die sinnvollste Lösung: Das ist die stabile Plastik(!)-Tragetasche aus recyceltem Material, verwendet bis zum Griffereißer. Es mangelt, so viel steht fest, nicht an Erkenntnis nach 40 Jahren Tütendebatte.

Schon eher an Einsicht. Ein Großteil des Einzelhandels, der noch während der Ölkrise verzweifelt Material sparen wollte, gibt dieses heute bereitwillig kostenlos aus. Klar, der Fortschritt ist auch an der Produktion von Tüten nicht spurlos vorübergegangen. Sie sind dünner geworden, leichter und damit billiger. Nur sind dünne Beutel schlechte Beutel, oft eignen sie sich nicht einmal mehr als Mülltüte. Von einer Abgabe auf Tüten jedenfalls wollen die Geschäfte heute nichts mehr wissen, schon gar nicht zwangsweise. Ansonsten würden den Kunden schließlich Millionen aus der Tasche gezogen, warnt der Handel.

Millionen? Für etwas so kurzlebiges wie eine 25-Minuten-Tüte? So dumm ist keiner. Da ergeht es dem Kunden im Jahr 2013 nicht anders als dem Kaufhof 1974: Am Ende geht es eben immer ums Geld. Und einen Wert bekommen viele Dinge eben erst durch einen Preis.

Die Tüte hätte das wirklich verdient.

RICHTIG INGETÜTET

In der Mitte des 19. Jahrhunderts stellte der Buchbindermeister Gumpert Bodenheim erstmals industriell gefertigte Papiertüten her. Und gerade mal seit einem halben Jahrhundert hat der Handel die Plastiktüte entdeckt - das Kaufhaus Horten in Neuss gab sie 1961 zum ersten Mal in Deutschland aus. New York wird 1969 die erste Stadt, die ihren Müll in Plastiksäcken sammelt. Dann naht schon die Ölkrise - und die Kritik. Was nicht viel geändert

hat am steigenden Verbrauch. Die französische Künstlerin und Öko-Designerin Katell Gélébart kreiert seit mehr als zehn Jahren Kleidung, Taschen, Lampen, Möbel und andere Objekte und nutzt dafür ausschließlich gebrauchte Materialien. Auch Tüten. 'Trash is gold', sagt sie. Und es schaut tatsächlich schick aus - fragt sich allerdings, wie es um die berühmte Atmungsbeschaffenheit der Kleidung bestellt ist, beziehungsweise ob man sich nach ein paar Minuten fühlt wie im Dampfbad.

Ruanda, das als eines der saubersten Länder nicht nur in Afrika gilt, hat Plastiktüten seit 2005 schrittweise verboten. Wer das Land heute besucht, wird darauf hingewiesen, dass jede sichtbare Plastiktüte am Flughafen konfisziert wird. Immer wieder hört man, dass es auch auf öffentlichen Plätzen zu Plastiktütenkonfiskationen gekommen ist. Ähnliches gilt für Tansania. Auf der Insel Sansibar zahlt sogar 2000 Dollar, wer mit Tüte erwischt wird. Allerdings: reine Theorie. Sie fühlen sich schlecht, weil Sie doch mal wieder eine Plastiktüte aus dem Supermarkt nach Hause gebracht haben? Verwerten Sie sie! Folgende Vorschläge aus dem Netz erschienen uns interessant: zerknüllen und als Kissenfüllung benutzen; in Streifen schneiden und Hüte daraus stricken - oder Taschen; als Regenschutz für Bücher und iPads, wenn Sie im Sturm draußen lesen wollen (o.k., geht nur mit durchsichtigen Tüten); nehmen Sie eine oder mehrere mit, wenn Sie mit dem Hund spazieren gehen. Sie wissen schon! Plastiktüten können elementare Aufgaben übernehmen - wenn auch nur aus reiner Not. Vor allem in Kibera und anderen Slums um Kenias Hauptstadt Nairobi werden sie zu 'fliegenden Toiletten' umfunktioniert - denn dort gibt es weder Sanitäreinrichtungen noch Abwassersysteme. Nach der Benutzung werden sie ins Gebüsch geworfen oder einfach nur weit weg. In den vergangenen Jahren gab es immer wieder Versuche, sie zu ersetzen - zuletzt durch eine biologisch abbaubare, doppellagige - Plastiktüte namens 'Peepoo'. Pst

Dicker + teurer = weniger

Wie die Welt mit ihrem Tütenproblem umgeht - oder auch nicht

Es war auf einer jener Reisen in ein damals wie heute bitterarmes, dafür aber höchst exotisches Land. Der Bus schaukelte durch die Sanddünen der großen Arabischen Wüste. Nur, dass da gar keine Wüste mehr war. Die gesamte Landschaft war mit Hunderttausenden rosa, hellblauen und gelben Tupfen übersät, die sanft im Wind schaukelten.

Das gesamte Jemen war von einer Wolke aus alten Plastiktüten eingehüllt. Sogar bis hierher, mitten ins Niemandsland an der Grenze zu Saudi-Arabien, waren sie geblasen worden. Klar, dachte man sich mit der aufgeklärten Europäern so eigenen Überheblichkeit, Wegwerfgesellschaft, woher sollen sie es auch wissen, sie haben eben kein Naturbewusstsein wie wir im damals schon angegrüneten Deutschland.

Vermutlich ist die Wüste immer noch eine bunte Tupfenlandschaft, Jemen hat ganz andere Probleme. Aber die Plastiktütenepidemie ist ein weltweites Problem. In Jemen oder anderen ärmeren Ländern ist es nur sichtbarer als hierzulande, in den reichen Industrienationen, weil es kaum oder gar keine funktionierende Müllentsorgung gibt. Allerdings merken immer mehr Staaten, wie viel Müll sich da im Lauf der Jahre angesammelt hat - und experimentieren mit unterschiedlichen Wegen, den Plastikmüll zu reduzieren. Vor allem zwei Grundvarianten werden in unterschiedlichen Versionen ausprobiert: über ein Verbot oder über Geld.

Schon vor zwölf Jahren führte beispielsweise Irland als erster Staat eine Steuer auf Plastik ein, die sogenannte PlasTax. Damit erkannte man die Tatsache an, dass man zwar weniger, aber doch immer mal wieder eine Plastiktüte braucht. Aber durch die Steuer von zunächst 15, später 22 Cent fiel der Gebrauch um 93,5 Prozent, also von 328 auf 21 Taschen pro Person und Jahr, rechnete eine Studie des irischen Umweltministeriums aus.

In Großbritannien liegt es bei den Kommunen und Geschäften, wie sie mit Tüten umgehen wollen, und einige haben die Tüten auch ganz verboten. Außerdem versuchen diverse Kampagnen seit Jahren, die Engländer vom Gebrauch der Tüten abzubringen - und Besucher der Olympischen Spiele im vergangenen Sommer wurden angehalten, auf Werbe-tüten zu verzichten. Dennoch: Laut britischer Regierung steigt der Gebrauch von Plastik-tüten im Königreich an - allein von 2010 bis 2011 um 5,4 Prozent mehr. Das macht elf Tüten für jeden Shopper im Monat.

China erließ im Februar 2008 eine landesweite 'Verordnung zur Begrenzung von Plastik-tüten'. Darin wurden die Produktion, der Verkauf und Gebrauch von superdünnen Plastik-tüten verboten - denn diese sind weit umweltschädlicher als dickere Varianten. Außerdem muss für Tüten im Handel seither bezahlt werden. 2011, drei Jahre später, berichtete die Regierung, dass der Verbrauch um 24 Milliarden, rund zwei Drittel, zurückgegangen war - was einer Einsparung von 60000 Tonnen Plastik entsprach, 3,6 Millionen Tonnen Öl oder fünf Millionen Tonnen Kohle.

Auch in den USA, wo man es eigentlich nicht so gern sieht, wenn sich der Staat einmischt, rufen inzwischen Senatoren wie der kalifornische Demokrat Alex Padilla nach einem graduellen Verbot von Plastiktüten. In Kalifornien hat man schon länger Erfahrung: Die Vorzeige-Ökocity San Francisco war 2007 die erste Stadt, die Plastiktüten in Supermärkten und Apotheken verbot. Aber selbst im Rowdy-Ölstaat Texas haben im vorigen Jahr einige Städte den Gebrauch von Plastiktüten verboten oder sehr teuer gemacht.

Es hängt natürlich immer auch davon ab, ob und wie die Verordnungen tatsächlich kontrolliert werden - auf Chinas Straßenmärkten etwa werden immer noch die meisten Nahrungsmittel in den eigentlich verbotenen superdünnen Tüten verpackt. Und ganz glücklich sind auch viele Umweltorganisationen nicht mit einem Verbot. Sie fürchten, dass dann mehr der nicht sehr umweltschonenden Papiertüten oder angeblich kompostierbaren Plastiktüten verwendet werden. Petra Steinberger

Öko-Etikettenschwindel

Bioplastiktüten sind nicht sehr bio. Und gehören schon gar nicht in den Kompost

Es ist gar nicht lange her, da war die Sache mit dem guten Gewissen noch einfach. Selbst dann, wenn man Woche für Woche die gleiche Dummheit begangen und im Supermarkt unbeherrscht zugelangt hat, obwohl man nichts dabei hatte, worin die Einkäufe nach dem Bezahlen hätten verschwinden können. Keinen Korb, keinen Rucksack, nicht einmal einen dieser beigen Stoffbeutel. Andererseits: Wer will schon Stoff, wenn er Plastik haben kann? Kein gewöhnliches natürlich, das ist inzwischen klar. Kunststoffe auf Ölbasis halten sich in der Umwelt fast so lange wie ein Fass voller Atommüll, verstopfen Vögeln den Magen und machen aus dem Meer eine eklige Suppe.

Zum Glück warten an der Kasse Alternativen: Tüten aus Bioplastik. Die sind kompostierbar, so heißt es doch immer. Dank dieser neuen Generation der Kunststofftaschen lässt sich die Bequemlichkeit beim Einkaufen ebenso leicht befriedigen wie das grüne Gewissen. Was bio heißt, stammt aus der Natur und kann bedenkenlos an sie zurückgegeben werden; sie wird schon wissen, was sie damit anzufangen hat. Klappt mit dem Biomüll auf dem Komposthaufen schließlich auch.

Dann kommen die Zweifel. Biologisch abbaubar? Kompostierbar? Wer den Praxistest macht und seiner Bioplastiktüte im Garten beim Verrotten zusehen will, wird enttäuscht. Die Tüte bleibt Tüte, monatelang, bis auch der geduldigste Mensch entnervt aufgibt. Und sich dunkel an einen Hinweis erinnert, der so skurril klingt, dass er ihn anfangs beim besten Willen nicht ernst nehmen konnte: Bioplastik gehöre nicht in den Biomüll. Was soll's, werden sich viele Bioplastiktüten-Besitzer zunächst gedacht haben. Vielleicht sind jene Menschen, die bestimmen, in welche Tonne wir unsere Joghurtbecher, Milchtüten und Brotkrümel werfen müssen, nur ein bisschen durcheinandergelassen. Wäre ja kein Wunder bei den vielen Regularien rund um die Abfallentsorgung.

Doch leider haben die Mahner recht. Eine Tüte aus Biokunststoff verrottet nicht auf dem Komposthaufen. Ließe man sie dort jahrzehntelang liegen, sähe sie am Ende nicht mehr ganz frisch aus. Sie wäre aber immer noch unverkennbar eine Plastiktüte. Und damit ebenso eine potenzielle Umweltverschmutzung wie jeder gewöhnliche Kunststoffbeutel.

Warum aber ist dann immer wieder von 'kompostierbarem' Plastik die Rede? Weil sich dieser Begriff nicht nur mithilfe des normalen Menschenverstandes auslegen lässt, sondern auch gemäß einer DIN-Norm. Industrielle, normierte Kompostieranlagen können Tüten aus Bioplastik tatsächlich abbauen. Dafür muss aber alles exakt geregelt sein: Temperatur, Feuchtigkeit, Sauerstoffkonzentration und die Zusammensetzung jener Mikroben, die die Zersetzungsarbeit leisten. Ist alles ganz genau aufeinander abgestimmt, löst sich eine Bioplastiktüte in einer solchen Anlage in Wasser und Kohlendioxid auf. Das Problem aber ist: Geeignete Anlagen gibt es noch nicht allzu viele. Also landen viele Bioplastiktüten entweder im Restmüll oder im normalen Kunststoffabfall. Der kann immerhin recycelt werden.

Unter anderem aus diesem Grund kritisiert es die Deutsche Umwelthilfe schon lange, wenn Bioplastiktüten als 'biologisch abbaubar' beworben werden. Selbst der Branchenverband European Bioplastics rät nun zu mehr Zurückhaltung beim Marketing. Und die Firma Rewe verkauft keine Tragetaschen aus Bioplastik mehr.

Als wäre die Mär von der Kompostierbarkeit nicht schon Ernüchterung genug, bestätigte eine Studie im Auftrag des Umweltbundesamtes vergangenes Jahr zudem, was schon frühere Untersuchungen ergeben hatten: 'Bioplastiktüten haben keinen Umweltvorteil.' Zwar schneidet der 'grüne' Kunststoff in einigen Punkten besser ab als die herkömmliche Variante, in anderen dafür jedoch deutlich schlechter.

Es hilft nichts: Wer sein grünes Gewissen retten will, muss seine eigene Tasche mit in den Supermarkt bringen. Und sie immer wieder verwenden. Katrin Blawat